Die drei Bärenkinder

Der Wirklichkeit nacherzählt von Martin Ried

Einige in der türkischen Hauptstadt stationierte Journalisten, von denen der eine Mitarbeiter einer deutschen Zeitung ist, tragen gemeinsam die Verantwortung für eine Meldung, die aus dem Dorfe Tschorum im mittleren Teil von Anatolien stammt und an die herrlichsten Märchen des alten Deutschland, aber auch an die Sage vom Romulus und Remus erinnert, jene beiden Knaben, von denen der erstgenannte die Stadt Rom gegründet haben soll, nachdem er zusammen mit seinem Bruder von einer Wölfin großgesäugt worden war.

Eine ähnliche Geschichte begann in Tschorum vor einigen Wochen damit, daß eine junge Frau zum Holzsammeln in den Wald ging und dabei ihr kleines Söhnchen, ein erst vor zwei Monaten geborenes Kind, mitnahm, um es unter ihrer Aufsicht zu haben. Sie trug es in einem Korb, den sie im Walde abstellte, um ganz in der Nähe nach dürrem Reisig zu suchen. Verschiedentlich kehrte sie auch dorthin zurück, um ihre Holzbündel neben dem Körbchen abzulegen, und immer war ihr Kind an der gleichen Stelle und schlummerte friedlich in seinem geflochtenen Bettgehäuse. Gegen Abend aber plötzlich blickte die entsetzte Frau in leere Kissen, das Kind war verschwunden! Sie suchte die Stelle ab, rief um Hilfe, rannte in das Dorf, um Männer zu einer genauen Suche zu holen, aber alles dies erwies sich als völlig vergeblich. Auch in den nun folgenden Tagen vermochten alle Tränen der Frau und alles Suchen der Dorfbewohner das kleine Menschlein nicht wieder zurück zu schaffen.

Erst eine Woche nach diesem aufregenden Vorfall kam ein Köhler mit einer mehr als seltsamen Erzählung nach Tschorum. Er berichtete, in einem dichten Gebüsch das Wimmern eines Kindes gehört zu haben. Als er in das Dickicht eindrang, sah er sich plötzlich dem Lager einer Bärin gegenüber, die zwei ihrer eigenen, zottigen Kinder und ein nacktes, rosiges Menschlein säugte und dabei die Zärtlichkeiten ihrer rauhen Zunge mütterlich und gerecht auf alle drei verteilte. Beim Herannahen des Mannes zeigte sich die Bärin sehr ungehalten und gab in nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen, daß sie ihre drei Kleinen vor jedem Zugriff zu verteidigen entschlossen sei. Der Köhler versuchte also auch nichts, was die Bärin noch mehr hätte reizen können, sondern kam in das Dorf.

Die gesamte männliche Einwohnerschaft, ja sogar ein großer Teil der Frauen und vor allem die Mutter des vermißten und auf so eigenartige Weise wieder aufgespürten Kindes formierten einen seltsamen Zug. Man versuchte, die Bärin von ihrem Lager zu vertreiben, um sie von ihrem Adoptivkind zu trennen, aber dieser Versuch mißlang. Es blieb nichts anderes übrig, als das Tier, das in keinerlei böser Absicht zu weit in den Bereich der Menschen eingedrungen war, zu erschießen. Ueberglücklich nahm die Mutter ihren wohlerhaltenen Knaben wieder in ihre Arme, aber gleich in der ersten Freude, ihren liebsten Besitz zurückerhalten zu haben, entschloß sie sich, nun ihrerseits Mutterstelle an den beiden kleinen, verwaisten Bärensäuglingen zu vertreten! Besonders die Frauen von Tschorum brachten diesem Entschluß die denkbar größte Sympathie entgegen, und so wurden, zusammen mit dem Knaben, auch seine Milchgeschwister nach Tschorum geschafft.

Die wackeren Frauen wollen nun die beiden Bärenkinder dort so lange beherbergen und mit der Milch ihrer Eselinnen säugen, bis sie selbst fähig und sicherlich dann auch willens sind, ihr Leben wieder in den Wald zu verlegen und sich dort selbst zu ernähren. Ob dann freilich in späteren Jahren die Männer von Tschorum mit den dann erwachsenen Bären im Walde aneinanderrasseln und von ihren Gewehren Gebrauch machen, ficht in Tschorum heute noch niemanden an. Es erscheint den stellvertretenden Bärenmüttern sicherlich auch als unerheblich, denn wenigstens werden sie dann die Pflichten aller Mütterlichkeit treu erfüllt haben.

Frau Daranyi irrte sich nicht.

Daß jemand, der das ehrwürdige Alter von 89 Jahren erreicht hat, mit dem baldigen Ableben rechnet, kann nicht weiter verwunderlich erscheinen, und groß ist daher auch die Zahl der alten Leute, die ständig, von düsteren Ahnungen geplagt, dauernd von ihrem nahe bevorstehenden Tode reden. Nicht selten leben sie dann aber noch erstaunlich lange. Anders die Witwe Daranyi aus dem ungarischen Dorfe Cegled, die kürzlich in der Kirche ihres Heimatortes erschien und für sich ein Leichenbegängnis — und zwar auf einen bestimmten Tag — bestellte. Man war über den Auftrag einigermaßen erstaunt, denn die Alte schien trotz ihres hohen Alters noch durchaus rüstig, aber sie blieb fest bei ihrem Vorsatz und versicherte immer von neuem, daß sie in fünf Tagen das Zeitliche segnen würde. Dem betreffenden Beamten blieb nun nichts anderes übrig, als dem seltsamen Wunsche zu willfahren. Es wurden alle Einzelheiten für die Beisetzung geordnet, Frau Daranyi bezahlte die nicht geringen Gebühren — denn sie wollte doch ein schönes Begräbnis haben — und begab sich dann nach Hause. Kaum dort angelangt, brach die sonst so Rüstige zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. Ihre Voraussage sollte sich in überraschender Weise erfüllen, denn genau fünf Tage später schloß sie die Augen für immer. Die Beisetzung vollzog sich in genau der Weise, wie die Verstorbene es noch gerade rechtzeitig angeordnet hatte.

Der berühmteste Zigeunerprimas.

Vor kurzem hat der berühmteste aller Zigeunerprimas das Zeitliche gesegnet. Das war Bela Berkes, der im Alter von 76 Jahren stand. Er hat schon als Zwölfjähriger vor dem Kaiser Franz Josef und der Kaiserin Elisabeth im Gödöllöer Schloß gespielt. Man berief ihn dann an den britischen Hof, als die Königin Viktoria ihr fünfzigstes Regierungsjubiläum feierte. Er wurde zu der silbernen Hochzeit des italienischen Königs Humbert eingeladen. Und er mußte auch vor dem Herrscher aller Reußen in Petersburg seine Kunst zeigen. Als er starb, vernahm er als Letztes die erfreuliche Kunde, daß sein Sohn soeben vor dem Prinzen von Wales gespielt hatte.

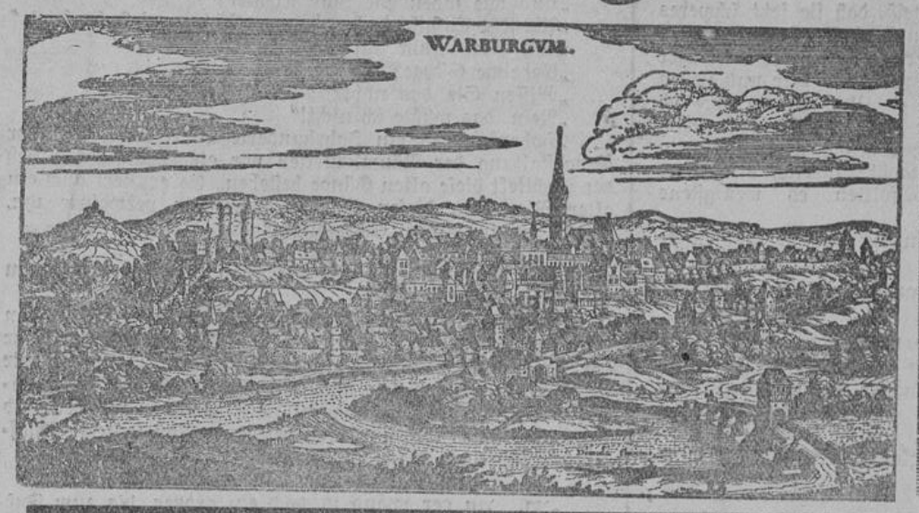
Am 90. Geburtstag die erste Straßenbahnfahrt.

Daß alte Leute, die fern der Stadt wohnen, im Laufe ihres langen Lebens niemals den Fernsprecher benutzt oder nie mit der Straßen- oder Eisenbahn gefahren sind, ist eine Tatsache, von der man wohl hin und wieder hört, über die man sich aber meist nicht groß wundert, da man sich sagt, daß wohl Mangel an Gelegenheit zu dieser seltsamen Enthaltsamkeit geführt haben wird. Mit größerer Verwunderung wird man vernehmen, daß ein Einwohner Kopenhagens, der sein ganzes Leben in der dänischen Hauptstadt zugebracht hat, 90 Jahre alt werden mußte, ehe er sich zum ersten Male einer Straßenbahn anvertraute. Der Architekt A. R. Gjellerup hat bislang den Weg von seiner in einem Vorort gelegenen Wohnung bis zu dem im Stadtinnern befindlichen Büro und ebenso den Rückweg, eine Entfernung von rund sieben Kilometern, stets zu Fuß zurückgelegt. Der körperlich und geistig noch vollkommen frische alte Herr bestieg nun an seinem 90. Geburtstage zum ersten Male die Straßenbahn und erklärte seinen darob baß verwunderten Freunden und Bekannten, daß er dies praktische Verkehrsmittel fortan ständig benutzen würde. Nicht, weil er sich infolge seines hohen Alters etwas schwach auf den Beinen fühle, sondern weil er Zeit sparen müsse.

Der älteste Adelstitel verschwindet.

Wohl der älteste Adelstitel der ganzen Welt wurde jüngst durch einen Beschluß der Nanking-Regierung abgeschafft. Vor 2000 Jahren erfolgte zur Zeit der Han-Dynastie die Erhebung der vom Religionsstifter Konfuzius abstammenden Familie Kung in den erblichen Adelsstand. Seit dieser Zeit führt das jeweilige Haupt der Familie den Titel eines Herzogs von Jenscheng. Dieser Herzogstitel wurde nunmehr abgeschafft, wenn auch unter mildernden Bestimmungen. Als Ersatz dafür erhielten die unmittelbaren Nachkommen des Konfuzius einen anderen Titel, nämlich den des „Meisters des Opfers für Kungtse (Konfuzius), den Vollkommenen, den erhabenen Weisen und größten Lehrer". Ein Titel, der anstelle des abgeschafften ein bißchen lang und umständlich wirkt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 24 | 23. März 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

[23 Fortsetzung]

Es war ganz still in dem großen Hotel. Die meisten Gäste schliefen wohl schon. Hinter einigen Türen erklang Sprechen und Scherzen. Betörendes Frauenlachen drang gedämpft heraus. Und in einem anderen Zimmer schienen sich zwei Menschen ernstlich zu streiten.

Paul Stein stand vor Nora Arbös Tür. Er sah nach der Uhr. Die zehn Minuten waren um. Da klopfte er und trat rasch ein.

Beim Tisch, inmitten des Zimmers, im gedämpften Schein einer mit goldgelber Seide abgeblendeten Lampe stand Nora Arbö. Große, blaugraue Augen waren auf den Besucher gerichtet.

Er verbeugte sich.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich als ein Fremder mitten in der Nacht hier bei Ihnen eindringe, gnädige Frau. Aber besondere Umstände zwingen mich dazu."

Sie fragte zögernd.

„Was wollen Sie von mir?"

„Einige Auskünfte! — Gestatten Sie, daß ich ablege?"

„Bitte!"

Sie ging langsam zu dem Divan hinten im Halbschatten des Gemaches und deutete auf einen Sessel daneben.

„Nehmen Sie Platz!"

Er folgte ihrer Aufforderung.

„Ich danke Ihnen."

„Wie kamen Sie dazu, mich hier aufzusuchen?"

Er öffnete seine Aktentasche und zeigte ihr das in Joachim Gerdahlens Arbeitszimmer gefundene Frauenhaar.

„Was soll das?"

„Dies Haar stammt von Ihnen, gnädige Frau."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich fand dies Haar auf Hohenfried, im Arbeitszimmer Joachim Gerdahlens."

„Muß es da von mir stammen? — Ich verstehe das nicht!"

„Bitte, wir wollen uns an Tatsachen halten!"

„Ja, und?"

„Es ging auf Hohenfried nur eine Frau mit langen goldblonden Haaren aus und ein — Sie!

„Ich — soll auf Hohenfried gewesen sein?"

Seine Stimme klang schroff.

„Bitte, keine Komödie! Meine Zeit ist zu kostbar — Ja. Sie waren auf Hohenfried. Ihr Haar, das verloren, beweist es mir. Sie waren in der Nacht des 23. August auf Hohenfried, waren in der Nacht im Arbeitszimmer Joachim Gerdahlens. — Bitte, das steht fest! — Ich besitze noch mehr von Ihnen!"

Er bot ihr die beiden von Sigrit Sundborg im Schreibtisch Joachim Gerdahlens gefundenen Briefe.

„Da, überzeugen Sie sich!"

Sie starrte auf die beiden Schreiben.

„Ja, ich — glaube Ihnen."

„Diese Briefe stammen von Ihnen?"

„Ja. — Diese Briefe stammen von mir."

„Gut!"

Sie sprang auf.

„Was wollen Sie von mir? Wollen Sie mich mit diesem Morde in Zusammenhang bringen? Ich las es in der Zeitung, daß man neuen Spuren nachgehe, daß die Schwurgerichtsverhandlung vertagt wurde. — Wollen Sie jetzt mich mit diesem Morde in Zusammenhang bringen?"

Stein schüttelte den Kopf.

„Nein, Sie irren sich. — Bitte, nehmen Sie doch wieder Platz! — Ich kam nicht als Feind zu Ihnen. — Uebrigens, wie kann man denn so aufgeregt sein, wenn man ein gutes Gewissen hat. Ich verstehe das nicht! — Offen gesagt, Ihr Verhalten ist ganz und gar darnach, Verdacht zu erregen. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Wir wollen in Ruhe miteinander sprechen. Ich will Sie nur einiges fragen."

Und als sie sich wieder gesetzt hatte, fuhr er fort.

„Mit dem Morde an Joachim Gerdahlen stehen Sie meiner Ansicht nach nicht in Verbindung. Ich wüßte nicht, wie!"

Nora Arbö sah ihn mißtrauisch an.

„Ich glaube Ihnen nicht, Sie führen nichts Gutes im Schilde!"

„Sie irren sich wirklich. — Mich interessiert nur, was nachts am 23. August während Ihrer Anwesenheit auf Hohenfried geschah, was Sie erlebten, was Sie beobachteten, was Sie hörten und sahen!"

„Ich — o nichts!"

„Das wollen wir nicht so rasch sagen! Es gibt wohl manche Dinge, die Ihnen nicht wertvoll oder aber nur sehr nebensächlich erscheinen. — Ihr Verhältnis zu Joachim Gerdahlen müssen Sie mir erklären. Das sind Sie schon Ihrer Tochter schuldig. Fräulein Sigrit Sundborg darf wohl be-

anmaßen, zu erfahren, was Sie und Joachim Gerdahlen, der ihr väterlicher Freund war, verband, was zwischen Ihnen verhandelt wurde!"

Sie atmete schwer.

„Sie kennen — Sigrit?"

„Ja, ich kenne sie, und ich weiß, daß sie jetzt schweres Leid trägt. Mit Joachim Gerdahlen starb für sie ein zweiter Vater. Wohl erst der rechte Vater! Denn ihr wirklicher Vater starb ja, als sie noch ein kleines Kind war und Leben und Tod nicht zu werten wußte! — Und darum, wie ich von Fräulein Sigrit weiß, tat ihr die treue Liebe Joachim Gerdahlens dringend not. Sie stand wohl ganz allein in der Welt. Vor allem stand sie wohl innerlich allein. — Sie wissen das ja besser als ich, sollten es wenigstens wissen!"

Nora Arbö stützte den Kopf in die Hand. Sie seufzte tief auf.

„Sigrit! — Ja — Joachim war ihr viel! — Und jetzt was ist jetzt mit ihr?"

„Sie leidet jetzt doppelt. Sie verlor den Onkel, ihren zweiten Vater, und sie verlor den Mann, dem ihre ganze Weibesliebe gehört — Albert Gerdahlen, den man des Mordes an seinem Onkel beschuldigt!"

„Den also liebt sie?"

„Ja, den liebt sie, und sie glaubt felsenfest an seine Unschuld."

„Einen Mörder —"

„Urteilen Sie nicht zu rasch! Des Mädchens Glaube ist keinem Unwürdigen geschenkt."

„So ist Albert Gerdahlen unschuldig?"

„Das denke ich bestimmt. — Und einen Unschuldigen wollen Sie mir befreien helfen! "

„Ich?"

„Ja, indem Sie alle meine Fragen wahrheitsgemäß beantworten! — Jetzt sagen Sie mir erst, wie Sie zu Joachim Gerdahlen standen! Aber die reine Wahrheit, ich beschwöre Sie!" — —

Sie rang mit sich. Das Geständnis schien ihr schwer zu fallen.

„Wenn ich muß. — Um Sigrits Liebe zu Albert Gerdahlen willen, ja, da will ich es tun. — Sie wissen, wie meine Ehe mit Knud Sundborg zerbrach?"

„Ich hörte davon. Sie verließen Ihren Gatten, als Ihre Tochter noch ein kleines Kind war. Sie gingen außer Landes. Man sagt, nach Amerika hätten sie sich gewandt. — Ist das so gewesen?"

„Es war so. Ich — liebte, und meine Liebe trieb mich fort. Mit Knud Sundborg habe ich mich nie verstanden. — Verdammen Sie mich nicht! Sie kennen die Verhältnisse zu wenig. Ja, ich ging nach Amerika und wurde glücklich. Aber mein Glück zerbrach; der Mann, den ich liebte, war treulos. Inzwischen war Knud Sundborg gestorben; ich hatte es erfahren, wußte auch, daß Sigrit bei Knuds Verwandten erzogen wurde. Ich schrieb an diese, und ich bekam eine vernichtende Antwort. Vielleicht durfte ich das nicht anders erwarten! Man forderte von mir, wenn ich nur noch einen guten Gedanken an mein Kind im Herzen trüge, solle ich ihm fernbleiben, solle ich seinen Frieden nicht stören. Ich fügte mich! Ich ging ganz in meinem Berufe auf. Und dann war es noch etwas: Ich gründete drüben in Amerika ein Waisenhaus. Alle meine Einnahmen als Konzertsängerin ließ ich diesem Unternehmen zufließen — und das ist heute noch so. Nie kam ich nach Europa. Da aber hörte ich eines Tages, daß Sigrit auf Hohenfried sei. Ich hatte vordem nie an Joachim Gerdahlen geschrieben. Ich schämte mich vor ihm, und ich wollte von ihm nicht gleich einen Brief erhalten, wie von den Verwandten Knuds aus Schweden. Schließlich konnte ich nicht anders, es quälte mich, es trieb mich, ich mußte an ihn schreiben! Und er anwortete mir, gütig, verstehend, verzeihend. Er schrieb so viel Liebes und Gutes über Sigrit, gestand mir, daß er Sigrit ins Herz geschlossen habe und sie wie eine Tochter liebe. Aber auch er forderte: Bleibe dem Kinde fern, störe nicht seinen Frieden! Ich sah selbst ein: Alles in Sigrit würde aufgewühlt werden, wenn ihre Mutter wieder in ihr Leben treten würde. Da fügte ich mich. Ich tat es schweren Herzens; aber ich fügte mich. Nur sehen wollte ich sie einmal. — Voriges Jahr sah ich sie."

Paul Stein hatte ihr gespannt zugehört.

„Voriges Jahr? — Wann? — Wo?"

„Im Frühjahr. — Auf Hohenfried. — Niemand hat mich gesehen. Ich kam nachts zu Joachim. Er hatte mir alles genau beschrieben. Ich gelangte über die Terasse in sein Arbeitszimmer. Nachts kam ich. Bei Tag blieb ich in seinem Schlafzimmer; er hatte die Tür versperrt, den Angestellten irgendeinen Grund angegeben. Und nachts ging ich wieder."

„Und wie sahen Sie Ihre Tochter?"

„Abends. Es gibt doch geheimne Gänge auf Hohenfried."

Paul Stein fuhr auf.

„Geheime Gänge?"

„Wissen Sie das nicht?"

„Nein, das wußte ich nicht!"

„Hohenfried ist ein Jahrhunderte alter Bau. Bei der Neugestaltung der Räumlichkeiten vor etwa 25 Jahren ließ der Architekt diese alten Gänge bestehen. Es existiert auch ein alter Plan von diesen Gängen. Joachim verwahrte ihn, glaube ich, in seinem Schreibtisch."

Paul Stein forschte hastig.

„Wo sind diese Gänge? Können Sie mir die genau beschreiben?"

„Nein. Als Kind hörte ich nur davon. Wir durften aber nie diese Gänge betreten. Als ich dann voriges Jahr bei Joachim war — auf langes Bitten hin wollte er mir meinen Wunsch erfüllen und mich Sigrit einmal sehen lassen — da kam Joachim auch auf diese Gänge zu sprechen und sagte, die kämen ihm nun recht gelegen. Von seinem Schlafzimmer führt ein Gang in den ersten Stock hinauf."

„Was sagen Sie! — Von seinem Schlafzimmer?"

„Ja. An der Wand ist doch ein großer, bis zum Fußboden reichender Spiegel eingelassen — das ist die Tür zu dem Gang. Ich weiß aber nicht, durch welche Mechanik sie sich öffnet. Joachim führte mich abends hier durch. Es geht dann eine schmale Treppe nach oben. Im Gang des ersten Stockes, im Holzgetäfel der Wand, ist wieder eine unauffällige Tür. Hier mündet dieser Gang."

„Wo?"

„Das kann ich nicht genau beschreiben. Oder doch. — Gegenüber von Sigrits Zimmer. — Dort stand ich und wartete, bis Sigrit schlafen ging. Als sie die Treppe herauf kam und ihre Zimmertür öffnete, sah ich sie. Dann mußte ich fort. Ich verließ in der Nacht Hohenfried, nachdem ich mit Joachim noch eine lange Aussprache hatte. Er hatte Erkundigungen über das von mir gegründete Waisenhaus eingezogen und gab mir eine hohe Summe dafür mit. Er war freundlich und gütig zu mir, nur Sigrit wollte er von mir getrennt sehen."

Stein sann ihren Worten nach.

„Also diese Verbindung gibt es auf Hohenfried!"

„Warum haben Sie sich nicht sogleich gemeldet, als Sie von dem Mord an Joachim Gerdahlen erfuhren? Warum haben Sie dem Gericht nicht längst das mitgeteilt, was Sie wußten? Warum haben Sie mich erst nach Ihnen suchen lassen?"

Sie sah ihn ratlos an.

„Aber was sollte ich denn dem Gericht sagen? Was denn nur? — Das ist doch alles ganz bedeutungslos für das Gericht. Das steht doch in gar keiner Beziehung zu dem Mord an Joachim."

„Doch! Das steht sogar in sehr naher Beziehung damit. Die Gänge meine ich! Ich muß diese Pläne in die Hand bekommen. Weshalb meinten Sie, daß die Pläne in Joachim Gerdahlens Schreibtisch verwahrt liegen?"

„Joachim sprach davon, wie er mir meinen Wunsch erfüllen wollte, daß ich den geheimen Gang benutzen sollte, und dabei meinte er: „Ich habe erst die alten Pläne aus dem Schreibtisch hervorgesucht und durchgesehen; ich habe den Gang nie betreten und mußte selbst erst die Mechanik der Türen nachlesen."

„Im Schreibtisch also! — Ja — aber nun zu Ihrem diesjährigen Besuch auf Hohenfried! Wie verhielt sich da alles? Sie standen doch mit Joachim Gerdahlen im Briefwechsel. — Erzählen Sie alles der Reihe nach, bitte!"

„Ich teilte Joachim mit, daß ich wieder nach Europa käme, um in der Schweiz, in Wien und in Budapest zu singen, ich äußerte den Wunsch, Sigrit wieder sehen zu dürfen; aber Joachim schlug es mir ab. Da schrieb ich ihm nochmals, daß ich mich nicht abhalten lassen würde, ich würde wieder nachts zu ihm kommen. Er antwortete mir, daß er mich erwarte. Darauf schrieb ich ihm noch die beiden letzten Briefe, die Sie mir vorhin zeigten."

Fortsetzung folgt.

Schädlingsbekämpfung – Erzeugungschlacht!

Wenn die ersten warmen Wochen kommen . . . Von Dr. Albrecht Grieben

Auch der Kampf gegen Ungeziefer und Unkraut gehört zur Erzeugungsschlacht. Allzu viel von den Gaben unseres deutschen Bodens, die uns und unsere Haustiere ernähren sollen, wird noch zur Beute der schädlichen Fresser. Und wenn Bauer und Gärtner um ihres verdienten Gewinnes willen dem Ungeziefer schon immer nachstellten, so wird dieser Kampf nunmehr zur nationalen Pflicht. Unser Volk, das vor der Aufgabe steht, auf eigenem Boden sein Auskommen zu finden, kann keine Raupe, keine Made an seinen Pflanzen fressen lassen. So wird der am 3. März vom Amt für Schadenverhütung in der N. S. V. eröffnete Feldzug gegen die Schädlinge in Wald und Feld von jedem Volksgenossen, auch dem in der Stadt, als ernste Angelegenheit verstanden werden müssen!

In den tropisch heißen Ländern kennt man die Ungezieferplage seit Jahrtausenden. Heuschreckenschwärme fielen schon im Pharaonenreich ein und fraßen die Felder des Aegypters kahl, wie sie es heute mit den Plantagen des Farmers machen. In unseren Breiten mit ihrem gemäßigten Klima hat erst die moderne Entwicklung der Bodenkultur den unwillkommenen Fressern entsprechend reiche Entwicklungsmöglichkeiten gegeben. Seit der Landwirt so große Flurstücke mit gleichartigen Pflanzen bebaut, seit der Forstmann den ursprünglichen gemischten Wald in einheitlich hier mit Nadelholz, dort mit Buchen bepflanzte Parzellen umwandelte, fanden viele schädliche Insekten erst die idealen Futterplätze, während ihre Feinde — Vögel, Schlupfwespen usw. — vielfach die alten Lebensmöglichkeiten verloren. Auch der Welthandelsverkehr hat in manche Länder Ungeziefer neu eingeschleppt, so bei uns den Kartoffelkäfer.

Dementsprechend ist heute auch die Schädlingsbekämpfung zu einer Angelegenheit geworden, der alle Staaten ihre höchste Aufmerksamkeit widmen. Im Reich haben wir an der Spitze einer großen Anzahl von Untersuchungsanstalten die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem. Rußland und Nordamerika treiben seit Jahrzehnten eine planmäßige Schädlingsbekämpfung, und fast alle übrigen Staaten schlossen sich diesem Vorgehen seitdem an.

Was die Methode der Schädlingsvernichtung betrifft, so gibt es da zwei wichtige Wege: Man kann die von der Natur selbst schon benutzten Mittel zur Kontrolle des Ungezieferbestandes fördern, indem man die Feinde der unwillkommenen Raupen, Maden und Käfer hegt, vor allem die Vögel. Ein paar Büsche, ein friedliches Waldstück, wo das Unterholz ungestört wachsen kann, sollen den gefiederten Helfern Nistgelegenheiten zur Verfügung stellen. Mit geringen Gaben von Futter, das jede Bauernwirtschaft leicht entbehren kann, soll man den Vögeln das Ueberwintern erleichtern. Daneben findet der Forscher auch Mittel und Wege, um die Lebensmöglichkeiten von Pilzen oder Insektenarten zu verbessern, die Feinde der Pflanzenschädlinge sind.

Wo den in großer Anzahl auftretenden Schädlingen rasch entgegengetreten werden soll, muß man die technische Methode wählen und mit chemischen Giften arbeiten. Gase kommen dabei für den einzelnen Bauern kaum in Frage; sie wird man einsetzen, wo größere Betriebe, wie die staatlichen Forsten, die Aufwendungen für Apparate und geschulte Fachleute ermöglichen. Petroleumaufgüsse kann man nur anwenden, wenn die Bäume entlaubt sind. Für die übrigen Zeiten des Jahres haben wir Schwefel, Nikotin- und Arsenpräparate. Die Schwefelkalkbrühe, die wohl das wichtigste und billigste Schwefelmittel darstellt, wirkt als Atmungsgift bei saugenden Insekten, Tabakextrakte könnte man als Nervengift bezeichnen, und das Arsen, ein Magengift, stellt gegen fressende Insekten, Raupen und Maden das wirksamste, am leichtesten anwendbare und billigste Kampfmittel dar.

Es gibt unlösliche Arsenverbindungen, das heißt solche, die in gewöhnlichem Wasser nicht aufzulösen sind, und nur sie kommen für die Schädlingsbekämpfung in Frage, da die löslichen durch eine kleine Unachtsamkeit — beim Mischen etwa oder beim Gerätesäubern — leicht zu Brunnenvergiftung führen und Menschen oder Haustieren den Tod bringen können. Auch die im Handel befindlichen unlöslichen Arsenverbindungen sind natürlich kein Kinderspielzeug; das Ideal, ein Mittel, das zwar Insekten mit Sicherheit tötet, aber für Menschen und Haustiere unschädlich ist, gibt es nicht. Die bei der Arbeit nötigen Vorsichtsmaßregeln werden durch entsprechende Gebrauchsanweisungen bei den gebräuchlichen Schädlingsgiften veranlaßt. Zuweilen braucht der Landwirt seinen Giftvorrat nicht mit einemmal völlig auf. Dann muß man unbedingt darauf achten, daß die Behälter mit den Resten an einem verschließbaren Ort gesondert gelagert werden, so daß einerseits Kinder nicht damit in Berührung kommen und anderseits Verwechslungen mit Nahrungsmitteln vermieden werden. Diese letztgenannte Gefahr kann zumindest bei den arsenischen Bleiverbindungen entstehen, die farblos sind und für Mehl oder Zucker gehalten werden mögen. Die andere Gruppe, die der arsenischen Kupferverbindungen, warnt auch den Laien durch ihre leuchtende grüne Farbe (Schweinfurter Grün, „Giftgrün"). Alle heute benutzten arsenischen Schädlingsgifte bestehen übrigens aus Arsen sowie Calcium, Kupfer oder Blei. Dazu kommen dann noch gewisse Teile, die verbessernder oder die Fabrikation erleichternder Zusätze, die von jedem Hersteller nach seinen besonderen Erfahrungen bestimmt werden. „Geheimmittel", wie sie zuweilen unter wichtigtuerischer Andeutung über ihre Zusammensetzung für teueres Geld angepriesen werden, sollte der Bauer und Gärtner niemals kaufen; umwälzende „Erfindungen" sind auf dem Gebiet der Arsengifte nicht mehr zu machen; die Hauptbestandteile des Rezeptes bleiben immer die gleichen.

Die wichtigste Zeit für die Schädlingsbekämpfung ist in unserer Heimat das Frühjahr; in den ersten warmen Wochen läßt sich die Brut des Ungeziefers am besten vernichten. Welches Mittel sich für bestimmte Pflanzenarten und Gegenden am meisten empfiehlt, darüber haben die landwirtschaftlichen Stellen, die Obst- und Weinbauverbände reiche Erfahrungen gesammelt und werden immer den richtigen Rat zu geben wissen. Im allgemeinen wird man Brühen, das Gift in flüssiger Form, verspritzen. Dabei ist es wichtig, alle Pflanzenteile, besonders auch die äußersten Spitzen der Baumkronen, zu treffen. Während der Blüte ist ein Bespritzen nicht angebracht; zeigen sich die Gärten nach dem Abblühen immer noch stark infiziert, so kann man im Juli die Behandlung fortsetzen. — Und immer daran denken: Für jeden Apfel, den die Raupen fressen, wird eine Apfelsine vom Ausland eingeführt werden, und die Devisen dafür gehen uns verloren.

Guten Appetit!

Der höchst ungewöhnliche Vorfall, daß Menschen auf Befehl eine mit Küchenschaben zubereitete Suppe essen mußten, wurde kürzlich bei einem Gerichtsverfahren in Archangelsk enthüllt. Serge Sosnin, Sekretär eines kommunistischen Parteiausschusses, wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er unter Androhung der sofortigen Entlassung das gesamte Küchenpersonal einer russischen Gaststätte zum Verzehren je eines Tellers „Küchenschabenbrühe" genötigt hatte. Er selbst wohnte dieser ungewöhnlichen Mahlzeit persönlich bei und sah zu, wie die armen Leutchen sich diese Suppe „schmecken" ließen. Sie mundete den meisten so gut, daß sie sich auf der Stelle erbrachen und unfähig waren, den Rest des Tellerinhalts auszulöffeln. Sind das nicht wahrhaft paradiesische Zustände?

Der Ursprung des „Restaurants"

Dem Koch Boulanger in Paris gebührt die Ehre, den französischen Garküchen und ihren Nachahmungen in der ganzen Welt den Namen gegeben zu haben, der sich seither die Welt eroberte. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte er den Einfall, der Einfachheit halber Fleischbrühe, Eier, Geflügel und andere Speisen auf kleinen Marmortischen ohne Benutzung des üblichen Tischtuches auftragen zu lassen. War diese Neuerung an sich schon aufsehenerregend, so setzte das Schild noch mehr in Erstaunen, das der erfinderische Koch an seinem Geschäft angebracht hatte. In profaner Umschreibung des Wortes Christi: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", richtete er an die Passanten die lateinische Einladung: „Venite ad me omnes qui stomacho laboratis et ego restaurabo vos!" Die originelle Inschrift übte die erhoffte Zugkraft aus: ganz Paris strömte herbei, um sich von Boulanger den Magen restaurieren zu lassen, und der Name Restaurant wurde fortab der Sammelbegriff für alle derartigen Wirtschaftsunternehmen.